

# Im Unbewussten rauchen noch die Ruinen

Bora Cosic und die Übersetzerin Katharina Wolf-Griehaber werden heute mit dem „Albatros“ ausgezeichnet

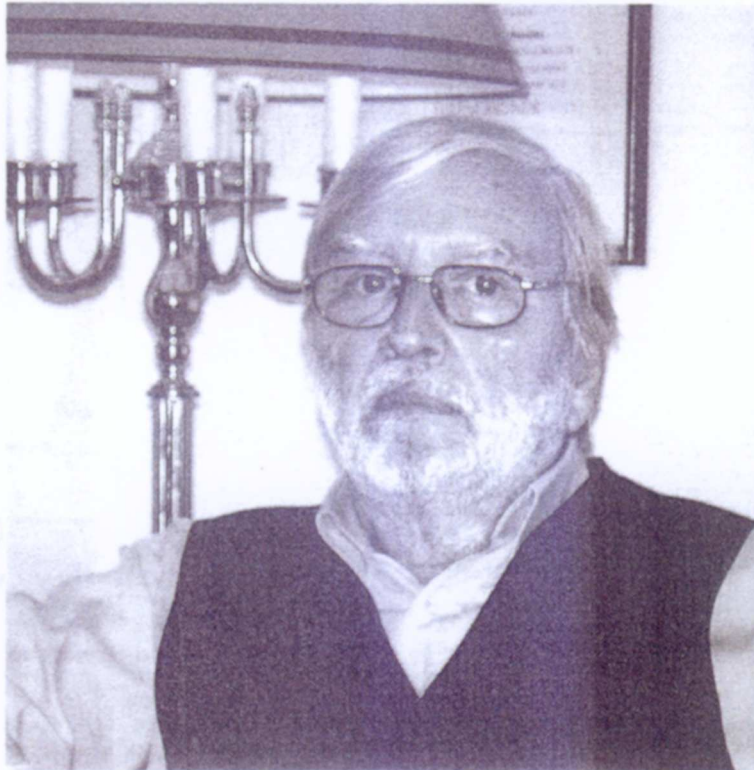
Von unserem Redakteur  
Arnulf Marzluf

**BREMEN.** „Ob der Mensch hier oder dort geboren wird, ist eine Sache des Zufalls.“ Dieser erste Satz in Bora Cosics „Reise nach Alaska“ hat es in sich. 1932 in Zagreb geboren zu sein, hat für den Preisträger, der heute im Überseemuseum den internationalen Literaturpreis der Günter Grass Stiftung – den „Albatros“ – entgegennimmt, wenig Bedeutung.

Es schwingt etwas von der Doppeldeutigkeit des Wortes „Fallen“ in der deutschen Übersetzung mit. Cosic räumt hier einen geradezu metaphysischen Anspruch beiseite, den Menschen oft mit dem Ort und der Gegend verbinden, wo sie geboren und aufgewachsen sind. Der Autor tut dies natürlich wiederum nicht aus Zufall, wie man sich angesichts der blutigen Geschichte denken kann, die jene Region im ehemaligen Jugoslawien heimgesucht hat. Er tut dies in schroffer Ablehnung nationalistischer Gessinnung und Kleingeisterei der Bewohner von Krähwinkel.

Auf die Frage, wo er zu Hause sei, sagt Cosic: „Überall da, wo ich mich wohlfühle.“ Zur Zeit in Bremen, sagte er gestern im Gespräch. Doch so ganz mag man es ihm nicht abnehmen. Der 2006 in Belgrad und im vergangenen Jahr bei uns erschienene Text „Die Reise nach Alaska“ führt den Autor in die Welt, wo er so lange gelebt hat, bis ihn Milosevic und die Nationalisten anwiderten und er das Land verließ. Lieber überall als dort. Aufgewachsen in Belgrad, studierte Cosic Philosophie in Belgrad, arbeitete in den fünfziger und sechziger Jahren bei verschiedenen Zeitschriften und später in der dramaturgischen Abteilung von Ava Film. 1992 verließ er Serbien Richtung Kroatien und ging dann nach Berlin.

Vor dem jüngsten Buch, der „Reise“ waren 1969 der Roman „Die Rolle meiner Familie in der Weltrevolution“ erschienen, 1968 „Wie unsere Klaviere repariert wurden“, „Tutori“ 1978, „Bel Tempo“ 1982 und „Tagebuch eines Heimatlosen“. „Die Reise nach Alaska“ beschreibt eine vorübergehende Rückkehr, zum einen in die Vergangenheit, zum anderen aber auch zu den Wunden, die die Ereignisse dem Land und den Menschen geschlagen haben. Es ist eine Spurenliese der Seelen und Gesichter der Menschen wie des Landes gleichermaßen,



„Wo ich mich wohlfühle, da bin ich zu Hause“: Bora Cosic.

FOTO: MAZ

immer noch gezeichnet vom Krieg, aber auch beseelt davon, das Weiterleben so gut wie möglich zu organisieren.

Der analytische Blick, die treffsichere Sprache des Beobachters, die Kunst der distanzierten Beschreibung in der Übersetzung von Katharina Wolf-Griehaber ist eindrucksvoll, und in jedem Satz zeugt Cosic von der Reflexionskraft, die die „Materie“ des Hässlichen wie des Schönen den Begegnungen gleichermaßen abverlangt. Doch hier und da zwingt die Situation – das Erlebte, Gesehene, Reflektierte – den Autor wie auf eine schiefe Ebene zum Surrealen.

Der Satz öffnet sich und gibt Fluchtwege aus der Realität frei, keine eskapistischen allerdings, eher ist es das Surreale des Unbewussten, dessen Schimären sich mit dem Beobachteten verbinden.

Cosic gesteht, dass Heimat und Unbewusstes eine gewisse Nähe zueinander haben. Da kann der Boden schon heiß werden. Die Reise nach „Alaska“ ist doppeldeutig, nichts kann so fern wirken wie das einst Nahe. Dem Kenner Freuds und Prousts gilt die Erinnerung denn auch weniger als Gedächtnisleistung denn als mühsame, kunstvolle Rekonstruktion mit allen subjektiven,

emotionalen Korrekturen. Erinnern als humane Kategorie, als Gegenteil des auslöschenden Vergessens der Untaten, um wieder neue begehen zu können.

Ist der Autor nach der Erinnerung ein anderer? „Ich bin ununterbrochen ein anderer“, sagt Cosic. Und immer wie auf einer Bühne. Auch als Beobachter seiner selbst? „Keine Zeit dazu!“ Also immer unterwegs, auch hier nie ganz selbst, nie ganz Identität, die von alters her, bei den Autochthonen, den aus der Erde Entsprössenen, ohne Bodenständigkeit nicht möglich zu sein schien. Serbien, Kosovo, für dessen Selbstständigkeit er ist – in aller Schärfe tritt das Problem hier zutage, von anderen Weltgegenden zu schweigen.

Cosic geht im Gespräch immer spürbar auf Distanz, wenn kontaminierte Begriffe fallen wie Kollektiv, Volk oder eben Heimat. Doch hier öffnet sich auch für Cosic eine Dialektik, die darin besteht, dass das Recht auf Selbstbestimmung einer Gruppe, sich in einer Kultur zu organisieren und zu leben, sich vermutlich nicht trennscharf vom Heimatgefühl lösen lässt. Andererseits: Auf dem kleinsten Fleck der Welt kann große Literatur entstehen, zum Beispiel in Dublin. Der Fleck, wo der Einzelne lebt, nicht das Kollektiv, ist das Entscheidende. Die Frage, ob der Schriftsteller sich mit seinen Texten nicht doch in einen „kollektiven Text“ einschreibt, wenn er sich an die Leserschaft wendet, biegt Cosic wiederum ins Individuelle: Er teile seine Erfahrungen mit, außerdem lese jeder den Text auf seine, persönliche Weise.

Konsequent scheint, dass der Autor im Rückblick auf sein Werk „zur Erkenntnis gelangt, dass es keine Erkenntnis gibt“, jedenfalls keine, die wie eine Summe untern Strich gezogen wird. Und wenn man Cosic doch auf eine festlegen kann, dann die, dass sich die Bosheit des Menschen nicht verändert hat, Dante immer noch gilt, die Mördergrube weiterhin die alte ist und keine Hoffnung auf Besserung in Sicht. Doch die Einsicht kommt eher lächelnd, sarkastisch. Es gebe eben Zeiten, in denen die Hölle herrsche und dann liebten die Menschen wieder ein bisschen Karneval.

> Die Verleihung des „Albatros“ an Bora Cosic und Übersetzerin Katharina Wolf-Griehaber, findet am heutigen Freitag, 18 Uhr, im Überseemuseum statt.